

Willauer Merkur

Publikations-Organ sämtlicher Behörden von Willau I und II.

<p>Erscheinungstage: Erscheint wöchentlich zweimal und zwar Mittwoch und Sonnabend. — Annoncen- Annahme bis Dienstag resp. Freitag mittags 12 Uhr zum Preise von 15 Pfg. für die Korpuszeile</p>	<p>Verantwortlicher Redakteur: Buchdruckermeister Walter Morr. Redaktion, Expedition und Annoncennahme: Willau, Lotisenstraße.</p>	<p>Abonnementpreis pro Quartal (incl. der Sonntagsbeilage „Der Zeitspiegel“) für Hiesige 1,10 Mark frei ins Haus 1,30 Mark, für Aus- wärtige 1,40 Mark bei allen Post- anstalten.</p>
<p>Mittwoch, den 14. Februar</p>		

Entwaffnung oder Krieg?

Unter diesem Titel hat der französische Hauptmann Pierre Felix vom 131. Infanterie-Regiment in Orleans eine kriegerische Heftchrift gegen Deutschland herausgegeben, die für uns in verschiedener Hinsicht höchst lehrreich ist. Der General der Kavallerie z. D. v. Bernhardi widmet ihr in der „Deutschen Tageszeitung“ eine vortreffliche Besprechung, der wir folgendes entnehmen:

Die Schrift fängt mit der sehr richtigen Behauptung an, daß im Wettstreite der Nationen nur die wirkliche Kraft entscheidend sei, und daß diese sich nur in der Offensive (angriffsweise) betätigen könne. Es wird dann auseinandergesetzt, Deutschland sei auf dem Wege, sich zu einer vorherrschenden Macht in Europa zu entwickeln, und bereite sich vor, alle anderen Staaten des Festlandes unter seine Herrschaft zu bringen. Es liege also im Interesse Europas und der Bestimmung überhaupt, dieses Land zu entwaffnen, bevor es Schaden könne. Der preussische Militarismus sei eine drohende Gefahr nicht nur für Frankreich und Europa, sondern für die ganze Welt, denn die Vorherrschaft Deutschlands bedeute eine rohe Vergewaltigung aller anderen Staaten und würde die gesunde Entwicklung aller die Bestimmung fördernden Bestrebungen aufhalten. Deutschland unterdrücken oder seine Herrschaft erdulden

sei die Wahl, vor die die Welt gestellt sei. Das Ziel nun, eine deutsche Vorherrschaft unmöglich zu machen, ließe sich auf zwei Wegen erreichen: entweder durch eine allgemeine Entwaffnung oder durch einen großen europäischen Krieg. Zum Glück zerfielen die europäischen Staaten in zwei Gruppen: eine germanische, die aus Deutschland und Oesterreich besteht, und eine antigermanische (deutschfeindliche): Frankreich, England und Rußland. Italien gehöre zwar der Form nach zum Dreibunde, werde sich aber niemals an einen Kriege gegen Frankreich und England an der Seite Oesterreichs beteiligen, das sein eigentlicher Feind sei. Wahrscheinlich werde es sich sogar der antigermanischen Gruppe anschließen. Diese sei also auf alle Fälle die stärkere, das heißt heute noch die stärkere, und müsse sich daher beeilen, ihre Macht zur Demütigung und Entwaffnung Deutschlands zu benutzen. Jeder Versuch eines friedlichen Ausgleichs mit Deutschland, wie ihn gewisse Staatsmänner erstreben, wird weit von der Hand gewiesen. Seit der Affäre von Agadir und den Marokkoverhandlungen sei eine Annäherung an Deutschland völlig unmöglich geworden.

Vor allem merkwürdig ist die Schrift als Kennzeichen für die in der französischen Armee herrschende Stimmung. Es spricht sich in ihr ein ungeheurer Haß gegen Deutschland

fast auf jeder Seite aus. Deutschlands Hochmut und Verblendung wird immer von neuem betont, ebenso seine rohe Herrschaft. Der jetzige Zustand des Reiches wird mit der Zeit vor dem Jahre 1806 verglichen. Gerechtigkeit und Frieden hätten nur einen Gegner auf der Welt, das seien „die Preußen“, mit denen „die Deutschen“ sich für eins zu erklären scheinen. Deutschland müsse auf den ihm zukommenden Platz verwiesen werden, das heißt vom geistigen und moralischen Standpunkt auf den zweiten Rang. Das deutsche Volk sei geschaffen, um zu arbeiten und zu folgen; es fehle ihm jede Fähigkeit, eine führende Rolle zu spielen. Französischer und englischer Geist seien die wahren Führer auf dem Felde des Fortschritts; ihnen müsse die Menschheit folgen. Deutschland aber, das einzige Hindernis wahren Kulturfortschritts, müsse zerbrochen werden.

Diese Stimmung der französischen Armee bedeutet zweifellos eine Gefahr, um so mehr, da sie auch in einem Teil der leitenden Kreise eine Stütze findet. In der gefährlichsten Weise wird zum Kriege gegen Deutschland gehebt; der Sieg wird bei der Gunst der politischen Lage als leicht und selbstverständlich dargestellt. Die sorgfältige Vorbereitungen sind auf die Dauer nicht ohne Wirkung bleiben und wird die Stimmung Ruhigdenkender bald überdönen. Sie ist um so mehr zu beachten, als sie einen

Die Sünden der Väter.

Roman von Friedrich Jacobson.
27. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Im Laufe des nächsten Tages kam Doktor Mohr zu einer Krankenvisite. Baron Abel war in die Stadt gefahren, um die Hypothekangelegenheit zum Abschluß zu bringen, und Komtesse Thora wich nicht aus dem Zimmer des Neffen. So wäre es Solas Pflicht gewesen, den Arzt zu empfangen. Aber sie beobachtete nur seine Ankunft hinter dem Fenster der Bibliothek.

Er kam in seiner kleinen Halbkasse mit dem Schemel, und der Anblick des plumpen Bauernpferdes erweckte in Solas unangenehme Erinnerungen. Dieses häßliche, auffallende Tier hatte sie schon einmal unter Umständen gesehen, die ihr das Blut auch jetzt in die Wangen treiben, und als nun Ernst Mohr in seinem blanken Regenrock unter dem klatschnassen Leder der Chaise hervorkletterte, da verglich sie unwillkürlich den Herrn mit dem Hof.

Es konnte wohl niemand in dieser Lage einen besonders kavalierrmäßigen Eindruck machen; aber der junge Arzt, der sogar selbst kutschte, glück auf ein Haar jenen Bauern, die bisweilen auf das Gut kamen, um mit dem Baron einen Handel abzuschließen.

Er war wohl auch ebenso rücksichtslos. — Der Krankenbesuch dauerte ziemlich lange.

Sola rückerte unterdessen zwischen den Büchern, und ob sie nun wirklich danach gesucht hatte oder ob ein Zufall mit unterließ, der „Barathustra“ kam ihr in die Hände, das Buch, von dem im Pensionat so viel heimliches Plätschern gewesen war. Sie setzte sich damit an den Schreibtisch und schlug es da auf, wo ein Leszeichen lag.

Das Witternachtsstübchen:

„Ich schlief — ich schlief —

Aus tiefem Traum bin ich erwacht,

Die Welt ist tief — —

Dann wurden draußen vor der Tür Stimmen laut. Die Haushälterin sprach, und sie sagte:

„Hier drinnen, Herr Doktor, in der Bibliothek, da steht Schreibzeug und was Sie sonst brauchen.“

Es lagen nur vierundzwanzig Stunden zwischen diesem Wiedersehen und dem gemeinsamen Samariterwerk von gestern, aber als Solas den Eintretenden begrüßte, glaubte sie eine Veränderung in seinen Zügen zu bemerken.

Es fehlte die sichere Ruhe, die den Arzt auszeichnete und sein unerläßliches Attribut ist, deren Ausdruck aber bisweilen die Maske der Gleichgültigkeit oder gar der Gefühlslosigkeit annimmt. Ernst Mohr sah etwas nervös, angegriffen aus, und er schien die Flucht ergreifen

zu wollen, als Solas ihm so unerwartet gegenüberstand.

Vielleicht war es auch nur die plötzliche Ueberraschung; aber das gab Solas wiederum die Sicherheit zurück. Eigentlich hatte es doch so ausgesehen, als ob sie sich vor ihm versteckte.

Jetzt gab sie ihm sogar die Hand.

„Sie wollen wohl ein Rezept schreiben, Herr Doktor? Hoffentlich steht es nicht schlimm mit meinem Better!“

„Nein“, entgegnete er. „Der Herr Graf kann in einigen Tagen abreisen.“

Solas lächelte.

„Warum denn abreisen? Er ist ja erst eben angekommen.“

Sie schob dem Arzt ihren Stuhl hin und legte einige Bogen Papier zurecht. Er schien sonderbarerweise Anstoß daran zu nehmen, daß er sich in ihrer Gegenwart setzen sollte, und darum nahm sie selber neben dem Schreibtisch in einem großen, modernen Lederseffel Platz.

Dann begann er ein Rezept zu schreiben und sprach während dessen in abgebrochener Weise.

„Natürlich hat der Herr Graf die Wahl. Aber wenn ich aufrichtig sein soll“ —

„Und Sie das nicht immer, Herr Doktor?“ warf Solas dazwischen, und lehnte sich in ihrem Sessel zurück.